

»Das Blaue Buch«: Erich Kästners Kriegsaufzeichnungen zeigen die ganze Tragik eines unvollendeten Schriftstellers

Die Zeit ist kaputt

Von Christian Baron

Vielen Texten von Walter Benjamin ist die Verletzungsabsicht eingeschrieben. Wen er nicht mochte, der bekam es zu spüren. Auch 1930 wollte der Großkritiker am Schreibtisch davon kaum lassen. Er saß wohl dort und konnte es einfach nicht fassen. Warum rissen die Leute den Buchhändlern die Gedichtbände des Erich Kästner aus den Händen? Als dessen Buch »Ein Mann gibt Auskunft« erschien, da platzierte Benjamin das Urteil schon in der Überschrift seiner Rezension. »Linke Melancholie« sei diese Lyrik, mit der Kästner das neureiche Bürgertum bediene: »Es ist von Haus aus ganz allein diese Schicht, der der Dichter etwas zu sagen hat, der er schmeichelt, indem er ihr vom Aufstehen bis zum Zubettgehen den Spiegel weniger vorhält als nachträgt.«

Benjamin ging es gewaltig gegen den Strich, dass Kästner in dieser ideologisch aufgeladenen Phase der Weimarer Republik noch Wert auf seine politische Unabhängigkeit legte. »Ich bin Mitglied einer Partei, die es nicht gibt, denn wenn es sie gäbe, wäre ich nicht ihr Mitglied«, schrieb er einmal. Der 1899 geborene Literat war weder Marxist noch Anarchist oder Sozialdemokrat. Seine Devise lautete, sich von niemandem vereinnahmen zu lassen und trotzdem Haltung zu zeigen.

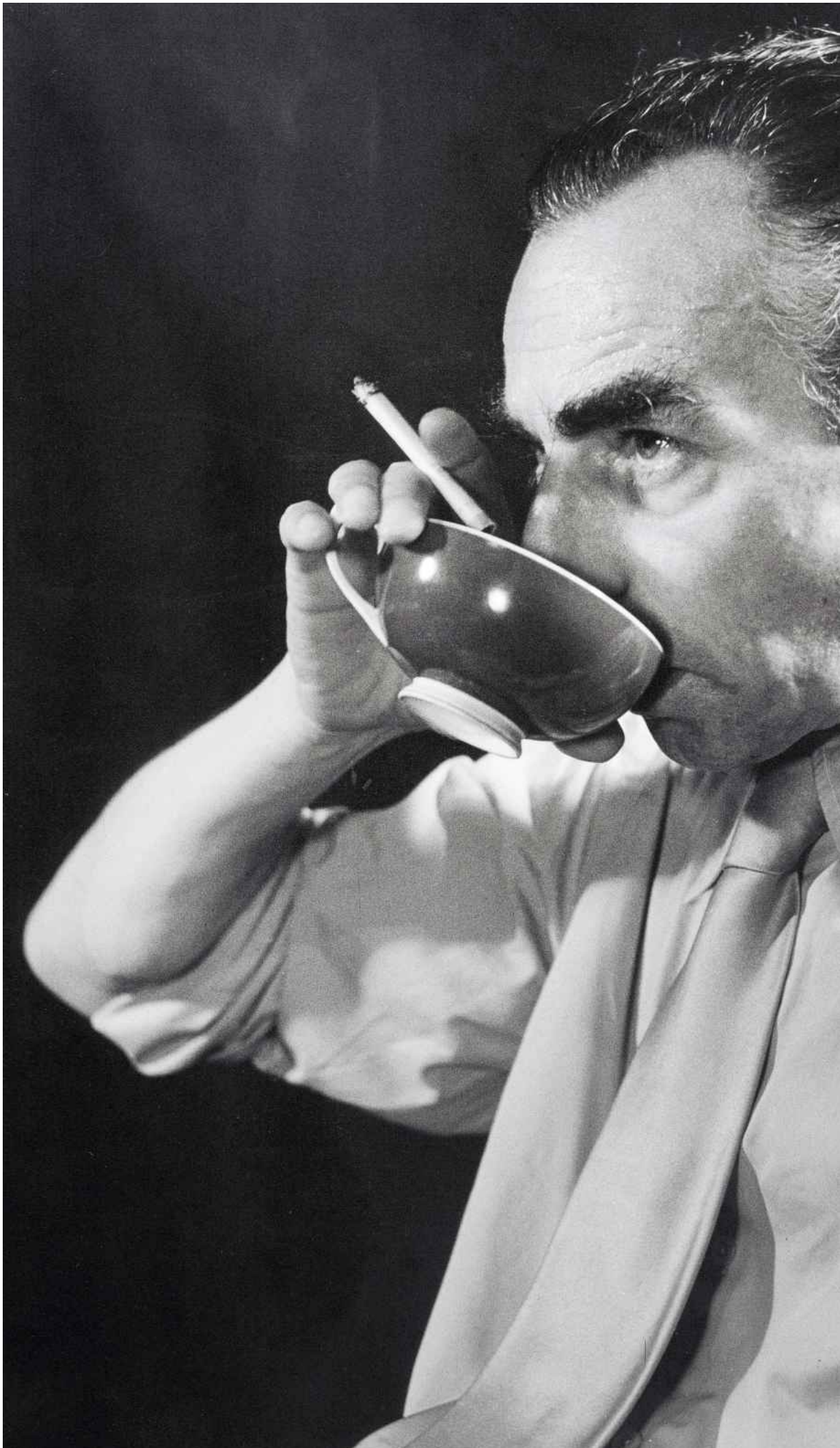
1932 initiierte er einen Aufruf zur Zusammenarbeit von SPD und KPD gegen die stärker werdenden Nazis. Das nannte man Arbeitereinheitsfront. Heute würden es manche als linke Sammlungsbewegung bezeichnen. Der diesen Leuten damals wie diesmal entgegengebrachte Vorwurf fehlender Parteitreue war schon in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hanebüchen, und er ist es jetzt erst recht.

Womit Walter Benjamin aber richtig lag: Kästner unterschätzte die Rechten. Nicht etwa deren grundsätzliche Gefahr. Er dachte jedoch noch kurz nach der Inthronisation Hitlers als Reichskanzler, der Spuk sei bald schon wieder vorbei. Und das, obwohl Kästner im Mai 1933 auf dem Platz vor der Berliner Staatsoper dabei war, als die Nazi-Studentenschaft unter infernalischem Triumphgeheul des faschistischen Mobs seine Werke und die anderer als »undeutsch« titulierter Autorinnen und Autoren auf den Scheiterhaufen warf.

In einem edlen Leinenband lässt sich jetzt nachlesen, was Erich Kästner während des Krieges in einer blauen Kladde notiert hat. Der Schweizer Atrium-Verlag, der 1935 eigens für den in der NS-Diktatur verbotenen Autor gegründet wurde, hat die Notizen des Schriftstellers unter dem Titel »Das Blaue Buch« neu herausgegeben und sie damit erstmals einem Publikum jenseits des akademischen Betriebs zugänglich gemacht. Den Großteil füllen Tagebucheinträge aus Berlin, weiter hinten finden sich Konvolute zu mehreren Romanprojekten, die Kästner nie realisierte.

Dabei spricht viel dafür, dass Kästner das »Blaue Buch« nicht mit dem Tagebuch begonnen hat, sondern mit den Prosa-Entwürfen. Er wollte »den großen Roman« über das »Dritte Reich« schreiben. Anfang der vierziger Jahre dämmerte ihm, wie sehr dieses Konzipieren und Skizzieren einen kaltgestellten Schreiber wie ihn deprimiert. Da drehte er die Kladde um und begann – entgegen seiner bisherigen Gewohnheit –, ein Tagebuch zu führen. Weil Kästner in diesen Texten seine Auffassung unverstellt ausdrückte, musste er das Buch gut verstecken. Weil es ihm wiederum als Stoffvorrat für seinen Roman dienen sollte, musste er es zugleich hüten wie einen Schatz. Bei Bombenangriffen soll er das Ding mit in den Luftschutzkeller genommen haben.

Nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes musste sich Kästner im-



Linke Melancholie mit Kaffee und Kippe: Erich Kästner

Foto: akg/Fritz Eschen

mer wieder dafür rechtfertigen, dass er im Gegensatz zu fast allen anderen der vielen verfeimten Intellektuellen nicht emigriert war. Sein Verbleib im Lande wurde ihm zum Vorwurf gemacht; bis hin zu der Annahme, der lediglich stille Widerstand sei eine Bestätigung für Kästners immerzu unpolitische Perspektive gewesen. So zumindest will es bis heute die bundesrepublikanische Erzählung, die Kästner nur noch als Schöpfer netter Kindergeschichten und als bloßen Märchenonkel in der »Hall of Fame« des deutschen Dichtertums duldet.

Er selbst schüttelte dazu nur ein paar Verse aus dem Ärmel: »Ich bin ein Deutscher aus Dresden in Sachsen. / Mich lässt die Heimat nicht fort. / Ich bin wie ein Baum, der – in Deutschland gewachsen – / wenn's sein muß, in Deutschland verdorrt.« Tatsächlich hatte Kästner neben der selbst auferlegten Chronistenpflicht noch einen privaten Grund, sich nicht aus dem Staub zu machen: sein »liebes Muttchen«. Zu Ida Kästner pflegte er zeitlebens ein inniges Verhältnis. Klaus Kordon erklärt in seiner le-

Weil Kästner in den Tagebucheinträgen seine Auffassung unverstellt ausdrückte, musste er das Buch gut verstecken. Weil es ihm wiederum als Stoffvorrat für seinen Roman dienen sollte, musste er es zugleich hüten wie einen Schatz. Bei Bombenangriffen soll er das Ding mit in den Luftschutzkeller genommen haben.

senswerten Kästner-Biographie damit dessen dauerhafte Bindungsprobleme mit allen »Frauen, die nicht seine Mutter sind«. Kästner hat das später in seinen Kindheitserinnerungen »Als ich ein kleiner Junge war« nahegelegt, und im »Blauen Buch« finden sich zahlreiche Passagen, die es bestätigen.

Besonders die Einträge des Jahres 1945, als über Dresden die Bomben der Alliierten niedergingen, zeigen, dass der Schriftsteller von großer Sorge erfüllt ist. Täglich wartet der trickreich auf dem Ticket einiger Ufa-Filmleute nach Österreich geflüchtete Kästner auf eine positive Nachricht aus der Heimat, die er ausgerechnet am 23. Februar 1945 bekommt: »Das war ein Geburtstagsgeschenk!« Ein kurzes Hochgefühl für den Sohn, der noch bis kurz vorher seine dreckige Wäsche per Post nach Dresden geschickt hatte.

Das Tagebuch enthält rund um die Muttchen-Episoden eine Entwicklung, in der die ganze Tragik eines unvollendeten Schriftstellers ihren Ausdruck findet. Zu Anfang klingen

Kästners Sätze noch ironisch, witzig, teilweise befremdend patriotisch. Je kenntnisreicher die Beschreibungen werden, je tiefer die deutsche Regierung die Menschen ins Elend stürzt, umso galliger kommt Kästners Stil daher. Offenbar drang ihm nach und nach ins Bewusstsein, welche Dimension die Verbrechen der Nazis wirklich angenommen hatten. Das mag auch der wichtigste Grund gewesen sein, weshalb Kästner seinen großen Nazi-Roman nie geschrieben hat.

Der Stoff mag ihn überfordert haben. Auch hätte ein solches Buch nicht in den Zeitgeist der Nachkriegsjahre der BRD gepasst, in der niemand an einer Aufarbeitung des Vergangenen interessiert war. Die Lektüre der Roman-Aufzeichnungen im »Blauen Buch« erklärt, warum Kästner sein Vorhaben vor allem fallen ließ. Offenbar schwebte ihm ursprünglich eine neue Variante seines in der Weimarer Republik erschienenen, melancholisch-sardonischen Romans »Fabi-an« vor. Ihm muss klar gewesen sein, dass niemand den erdrückenden Nazi-Terror in dieser Weise literarisch verarbeiten kann. Sven Haneschek, aus dessen Feder bereits die hervorragende Kästner-Biographie »Keiner blickt dir hinter das Gesicht« stammt, formuliert es in seinem Vorwort so: »Der Holocaust setzt eine Schwelle, nach der alles anders ist als zuvor.«

Hin und wieder durfte, ja musste Kästner unter Pseudonym publizieren. Die Nazis hatten fast alle begabten – will heißen: zu kritischem Denken fähige – Künstler eingekerkert, ermordet oder vertrieben. Darum musste die Propagandamaschinerie von Joseph Goebbels auch auf Kästner zurückgreifen. Das noch heute als meisterhaft gelobte Drehbuch zu dem NS-Durchhalteprojekt »Münchhausen« von 1943 hat er geschrieben, auch wenn sein Name nicht im Nachspann auftauchen durfte. Schaut man den mit Hans Albers in der Hauptrolle besetzten Film heute an, staunt man, wie Kästner es schaffte und wie er es sich vor allem traute, in dieser Komödie allerlei Seitenhiebe gegen die Nazis unterzubringen.

Er war einerseits zu Kompromissen bereit, um sich ebenso wie seine Langzeitfreundin Luiselotte Enderle und seine Eltern irgendwie durchzubringen, andererseits bewies Kästner aber auch unbändigen Mut. In der Mondszene befragt etwa Münchhausens Diener seinen Herrn: »Entweder die Uhr ist kaputt, Herr Baron, oder – oder die Zeit ist kaputt.« Antwort: »Die Zeit ist kaputt!« Klaus Kordon schrieb dazu: »Menschen, die unter Stiefeln leben, haben das Heraushören auch der leisesten Untertöne gelernt.«

In dieser Hinsicht sehr Aufschlussreiches findet sich im Nachwort zum »Blauen Buch«, das Ulrich von Bülow beigesteuert hat, der Leiter des Literaturarchivs Marbach. Es sei vielfach bezeugt, wie solidarisch Kästner sich gegenüber Juden, politisch oder anderweitig Verfolgten in konkreten Gefahrensituationen verhalten habe: »In seinem Tagebuch verliert er darüber kein Wort, wohl aus Furcht, die Aufzeichnungen könnten in falsche Hände geraten.«

Als der hochdekorierte und in die »Kitschhölle« des Volksschriftstellers« (Haneschek) verbannte Erich Kästner am 29. Juli 1974 an Speiseröhrenkrebs starb, hinterließ er ein imposantes literarisches Erbe, dem er während des Zweiten Weltkrieges und nach dessen Ende kaum mehr Substanzielles hinzufügen konnte. Die Nazi-Ära hat seine poetische Seele gelähmt. Das »Blaue Buch« mag ein Beweis für das Scheitern des späten Literaten Kästner sein. Es belegt aber auch, dass dieser Mann in unmenschlichen Zeiten ein Mensch geblieben ist.

Erich Kästner: Das Blaue Buch. Geheimes Kriegstagebuch 1941 – 45. Atrium-Verlag, 432 S., geb., 32 €.